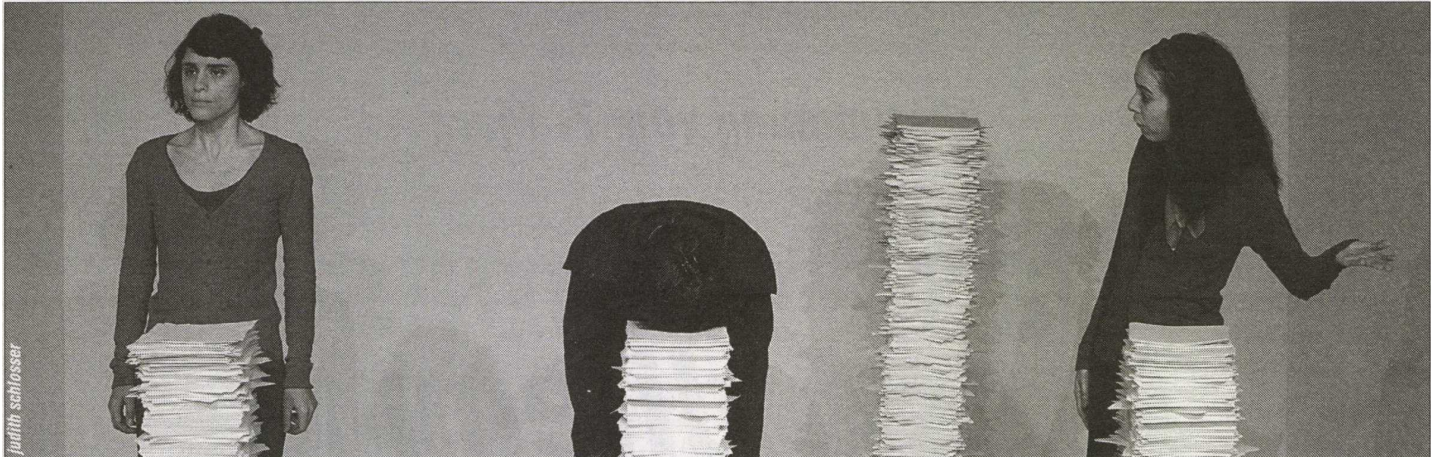


Im Schraubstock



Drei Einzelkämpferinnen versuchen in Felicia Zellers «Kaspar Häuser Meer» die Arbeitsflut im Sozialamt zu bewältigen, gegen den öffentlichen Erfolgsdruck zu bestehen, den drohenden Klagen auszuweichen und dabei auch noch der eigenen Arbeitsmoral zu genügen. Diese systembedingt unbefriedigende, weil unlösbare Situation inszeniert Stephan Roppel in der Winkelwiese als Schweizer Erstaufführung.

Thierry Frochaux

Die drei Frauen reden so rasch, als ginge es ums nackte Überleben. Die im Raum verteilten hüfthohen Papiertürme zeugen von der Arbeitsüberlastung, stehen aber gleichzeitig auch für das geforderte Fingerspitzengefühl im Umgang mit der filigranen Materie, weil sie jederzeit einzustürzen drohen. Den weissen Türmen im sterilen, weissen Kubus stellen die drei Frauen mit ihren jeweils andersfarbigen Ensembles wie absichtlich Farbkontraste gegenüber, die fast trotzig wirken. Sie sind blass geschminkt und blicken oft starr und leer in den dunklen Zuschauerraum und wirken wie oberflächlich aufgehübschte Maschinen, die schon viel zu lange auf Höchsttouren laufen und mit dem frischen Anstrich kaschieren, dass die Abnützungserscheinungen im Innern bereits existenzbedrohende Ausmasse angenommen haben (Ausstattung: Petra Strass). Anika (Andrea Schmid) ist die Neue, die von den anderen beiden zwischen herzlich und ab-

schätzig «Häschen» genannt wird. Sie kämpft wie die anderen beiden mit der Arbeitsüberlastung, deren Folge, die Überstunden, ihr gleichzeitig zu handfesten Schwierigkeiten mit der Kindertagesstätte führt, weil sie ihr Kind oft zu spät dort abholt. Sie versucht den unlösbaren Anforderungen entgegenzutreten oder wahlweise auszuweichen, in dem sie sich an Paragraphen, Instanzenwege und Vorschriften klammert. Das hilft ihr aber nicht darüber hinweg, dass sie als allein erziehende Mutter bald selbst in den Fokus des Sozialamtes gerät. Barbara (Viviane Mösli) gibt die abgeklärte Alte, die nach zwanzig Jahren im Amt schon alles gesehen und durchlebt zu haben scheint und Anikas laute Klagen über ihre Situation als alleinerziehende Mutter mit der zischenden Bemerkung abklemmt: «Ich habe fünf Kinder gross gezogen – und habe ich immer darüber lamentiert?» Wenn sie kleine Fluchten antritt, nimmt sie Ferienprospekte zur Hand, die mit Urlaub in menschenleeren Gegenden werben, wo sie sich in ihren Tagträumen bereits lustwandeln sieht – fern von allem. Lautstark gibt sie ihren Stolz kund, dass trotz mehrfacher Prophezeiung es nicht sie als erstes wegen einem Burn-out flachgelegt hat, sondern den Kollegen Björn, dessen Fälle nun auf die drei noch verbleibenden Frauen verteilt werden, was der eigentliche Grund dafür ist, dass die Überlastung der drei an die Oberfläche tritt. Auch Silvia (Franziska Dick) strotzt vor Berufsstolz, wenngleich sie keine derart glatte Fassade präsentieren kann, wie ihre Kollegin

Barbara, sondern viel leichter aus der Fassung gerät, etwa als sie ihre Fallnotizen grad nicht mehr findet und sich davor fürchtet, ohne diese Zettelsammlung bei allfälligen Klagen über keine Handhabe mehr zu verfügen, ihre Rechtfertigung zu beweisen. Sie lenkt sich mit Patience am Computer ab und flüchtet sich darüber hinaus in die wohlige Rauschwirkung von Alkohol, würde ab und an gerne alles hinschmeissen, wenn sie nur wüsste, wohin.

Anhand dieser drei unterschiedlichen Damen verknüpft die Autorin Felicia Zeller das private Innenleben mit der Arbeitssituation auf dem Amt zwischen Kollegialität und Konkurrenz. Die Fälle von beratungsresistenten bis renitenten KlientInnen kommen als schnippisch formulierte und mit Vorwürfen gewürzte Erinnerungen vor, zeichnen akute Situationen nach, die auszufern drohen und stellenweise absurde Ausmasse annehmen. Innerhalb dieser durch den Abend gestreuten Erzählungen verändern die Schauspielerinnen immer wieder Stimmlage und Tonfall, wenn sie von den verbal und/oder intellektuell unvermögenden Reaktionen der KlientInnen im Originalton sprechen. Aber auch KollegInnen und entscheidungsmüde Vorgesetzte werden durchgenommen. Vor den Fällen, die Björn ihnen wegen seiner krankheitsbedingten Abwesenheit hinterlassen hat, haben sie vornehmlich Angst. Angst sie überhaupt anzufassen, weil keine geregelte, offizielle Übergabe stattfand, aber auch Angst davor, dass sie letztlich den Kopf nicht mehr aus der Schlinge bekommen, sollte Björn seine Akten nicht sauber geführt haben und sie aus diesem Unwissen heraus Fehler begingen, zu spät intervenierten. Und natürlich auch vor der nochmals wachsenden Menge an Fällen, für die sie die Verantwortung zusätzlich tragen sollen, wo sie doch be-

reits bei ihrem Pensum letztlich vom Wust der Arbeit erdrückt werden. Die Kombination von diesem immensen Druck bestehen zu wollen, der offensichtlichen Unmöglichkeit, dies in der Tat auch zu schaffen und den von überall her lauern und jederzeit eintreffen könnenden Hiobsbotschaften, lassen die Frauen aus reiner Verzweiflung über ihre Situation lachen und dabei der reinen Hysterie immer näher kommen. Einmal versammeln sich die drei und träumen sich mit geschlossenen Augen in einer Art Chörli eine paradiesische Landschaft, in der sämtliche Pläne reibungslos funktionieren und tückische Fallgruben elegant umgangen werden können. Wie sehr diese theatrale Form der (deutschen) Realität für die Schweiz in der Tendenz noch überhöht ist, als bereits gegenüber dem recherchierten realen Vorbild der Autorin, ist schwierig einzuschätzen, die Grundzüge der Problematik dürften sich jedoch ähneln. Die zwischenmenschlichen Mechanismen in grossen Apparaten mit der dauernden Herausforderung, sich irgendwann, irgendwie loszu trampeln und dabei innerlich genau zu wissen, wie ausweglos diese Sehnsucht nach dem endlichen Ruhemoment ist, dürfte eher universellen Charakter haben. Im konkreten Fall der Sozialhilfe kommen aber die grundsätzlichen Schwierigkeiten im Umgang mit den KlientInnen, die latente Angst vor strafrechtlicher Belangung und nicht zuletzt die mediale Beobachtung sämtlicher Schritte und genüssliche Ausschlichtung jeglicher Fehler hinzu, was letztlich noch nicht einmal mit übermenschlichem Einsatz bewältigt werden kann und den Nervenzusammenbruch gefährlich Nahe in die Realität rückt. Inhaltlich wie formal herausragend.

«Kaspar Häuser Meer», bis 20.2. und 19., 20.3., Theater Winkelwiese. www.winkelwiese.ch